**„Inklusion ist machbar, Herr Nachbar!“**

**Spurensuche im Sommer 2027** von Wilfried W. Steinert

***Vorbemerkung:****Meine vorgezogene, selbstbestimmte Zeit sollte der Verwirklichung meines Lebenstraums von einer Weltumseglung dienen. Manchmal kommt es anders als man denkt. Meine Erfahrungen mit der Gestaltung inklusiver Bildung und Gesellschaft waren plötzlich gefragt. Immer mehr Menschen interessierten sich dafür, wie Inklusion gelingen kann. Und so habe ich die Hoffnung, dass sich unsere Gesellschaft ändern kann in eine Vision gefasst – nach dem (abgewandelten) Zitat von Oscar Wilde: „Eine Seekarte, auf der Utopia nicht verzeichnet ist, ist für mich keines Blickes wert.“*

**Mehr als sieben Jahre** Weltumseglung liegen hinter mir. Begegnungen mit unterschiedlichsten Menschen, entstandene Freundschaften in vielen Ländern. Nun bin ich seit wenigen Tagen wieder daheim, zuhause in Deutschland. Mit neugierigen, wachen Augen schlender ich durch meine Heimatstadt, auf der Suche nach Vertrautem, nach Veränderungen, nach Neuem.

Ohne dass ich es festmachen kann, woran es liegt, was es ist – es scheint sich etwas in der Gesellschaft verändert zu haben. Schon letzte Woche, bei meiner Ankunft in Rostock, hatte ich das Gefühl: Etwas ist anders mit den Menschen in Deutschland. Beim Gang durch die Straße, in der City, im Hafen, hatte ich das Gefühl, dass die Menschen offener schauen, aufrechter gehen. Ich fühlte mich erinnert an meine früheren Besuche in Göteborg, Stockholm oder Helsinki. Dort hatte ich immer das Gefühl, willkommen zu sein, wahrgenommen zu werden, in einer Gesellschaft eingeladen zu sein, die Freude am Leben zu teilen.

Beobachtend gehe ich weiter durch die Straßen meiner Stadt. Nicke den mir begegnenden Passanten zu und bekomme oft ein freundlich-leises Lächeln als Antwort zurück. Was ist los? Liegt es an mir – oder was hat sich verändert?

Vor mir die Bushaltestelle am Markt. Fünf, sechs Leute stehen dort, zwei im Gespräch mit einem Rollstuhlfahrer in seinem Elektrorollstuhl. „Elegantes Modell, nicht mehr so klotzig wie früher“, denke ich bei mir, „aber in den Bus wird er sicher nicht kommen.“ Und ich erinnere mich an eine Schlagzeile meiner Heimatzeitung aus dem Jahre 2011 „Feuerwehr muss Rollstuhlfahrer vom Zug in den Behindertentransporter umladen!“ – Rollstuhl und Rampe passten nicht zusammen. Peinlich!

Der Bus kommt, senkt sich ab, fährt eine ebenerdige Trittstufe aus, der Rolli surrt problemlos hinein – ohne Hilfe anderer. Die anderen steigen ein. Der Bus fährt ab – und ich bleibe erstaunt und verblüfft stehen. Da scheint sich was getan zu haben.

**„Kann ich Ihnen helfen?“** fragt eine freundliche Stimme neben mir. „Nein, nein“, stotterte ich, „ich war nur erstaunt, wie leicht der Rolli in den Bus kam.“ „Warum? Das ist doch selbstverständlich!“ – „Als ich das letzte Mal in Deutschland war, wurde noch über die hohen Kosten der Behindertentransporte gestritten“, entgegne ich. „Das ist lange her“, werde ich aufgeklärt, „inzwischen achten wir darauf, dass niemand aufgrund seiner Handicaps benachteiligt oder ausgeschlossen wird. Neben der Touristen-Information auf der anderen Marktseite finden Sie das ‚Bürger-Service-Center‘. Dort können Sie mehr darüber erfahren, wie wir heute das Miteinander organisieren.“

Schon von weitem erkenne ich das Bürger-Service-Center. Es wirkt auf den ersten Blick wie ein freundliches helles Café – und tatsächlich: Das Foyer ist ein Cafè, in dem man sich die Wartezeit vertreiben kann, nachdem man sich an der Rezeption eine Nummer geben ließ. Hinter Glaswänden sieht man die einzelnen Beratungsbüros. Ich schildere der netten Dame an der Rezeption mein Anliegen. „Setzen wir uns ins Café. Ich wollte sowieso gerade Pause machen. Dann kann ich Ihnen erzählen, welche Aufgaben das Service-Center hat.“

Ich erfahre, dass diese Einrichtung seit zwei Jahren besteht. Das Nebeneinander der unterschiedlichen Beratungsangebote für Kinder, Familien, Menschen mit Handicaps, Senioren und so weiter war einfach nicht mehr zu organisieren und vor allem nicht mehr zu finanzieren. Jedes Mal musst abgeklärt werden, ist das Jugendamt zuständig oder das Sozialamt oder das Gesundheitsamt – oder doch die Schule oder der Rententräger oder, oder, oder … Nicht nur diejenigen, die Unterstützung oder Beratung suchten, waren frustriert von den wechselnden Zuständigkeiten – auch die Berater waren damit zunehmend überfordert und vom Burnout-Syndrom betroffen. Jetzt sind alle Beratungs- und Unterstützungsangebote in unserem Centrum zusammengefasst. Wenn jemand neu kommt, klären wir an der Rezeption, welche Beraterin oder welcher Berater noch Kapazitäten frei hat und für diesen Fall besonders geeignet sein könnte. In der Regel bleiben die Berater dann in allen Fragen für diese Person zuständig und koordinieren die eventuell notwendigen Hilfen durch die verschiedenen Träger. „Wir wollten davon wegkommen, dass die Hilfesuchenden sich als Bettler fühlen. Wir wollen mit unserem Bürger-Service-Centrum deutlich machen, dass uns jeder in unserer Gesellschaft wichtig ist und wir deshalb alles tun, um seine unbehinderte Teilhabe am gesellschaftlichen und beruflichen Leben zu ermöglichen“, erläutert mir meine Gesprächspartnerin. In der Tat: Dieses Centrum strahlt etwas aus von selbstbewusstem gesellschaftlichem Leben – weit entfernt von der Muffigkeit der Beratungsflure in den Ämtern, wie ich es aus der Vergangenheit kannte.

**„Aber die Kosten?** Vorhin habe ich den Bus mit der Absenktechnik gesehen. Wie wird das alles denn finanziert?“ „Die Finanzfrage war lange Zeit das größte Verhinderungsargument! Aber immer mehr Menschen klagten ihre Rechte aufgrund der UN-Behindertenrechtskonvention ein – und sie bekamen Recht! Die vielen Einzelfälle waren schließlich nicht mehr zu finanzieren. Einige Kommunen, wie auch unsere Stadt, sahen gar keine andere Möglichkeit mehr, als einen radikalen Schnitt zu machen. Durch die UN-Behindertenrechtskonvention war klar: Alle Menschen haben das Recht zur vollen Teilhabe am beruflichen und gesellschaftlichen Leben. Die Frage war nur: Wie können wir das organisieren ohne dass uns die Finanzen um die Ohren fliegen? Langsam wuchs auch der Unmut der Nichtbehinderten, weil sie den Eindruck hatten, dass sie zu kurz kommen. Einige fingen an aufzurechnen, wie viel Geld die Behindertenfürsorge aus den Rentenkassen zieht und die künftigen Rentner benachteiligt. Also musste geklärt werden: Wie kann die gesellschaftliche Zukunft so gestaltet werden, dass alle davon profitieren? Denn die Behindertenrechtskonvention ist ja nicht ein Sonderrecht für Behinderte, sondern erweitert „nur“ die Menschenrechte auch auf die Behinderte. Also gilt auch das, was dort gesagt wird, für alle Menschen.“

Dass das Bürgercentrum ein gelungenes Beispiel dafür ist, wie alle profitieren können, leuchtet mir ja ein. Denn unter den Doppel- und dreifach organisierten Zuständigkeiten hatte ich schon früher als Schulleiter gelitten und die damit verbundene Geldverschwendung moniert. Aber wie soll durch den behindertengerechten Ausbau des öffentlichen Personenverkehrs Geld gespart werden? „Hier lag sogar eines der größten Sparpotentiale!“ erläutert mir meine Gesprächspartnerin. „Mit der zunehmenden Teilhabe am gesellschaftlichen Leben wuchsen die Kosten für die Spezialtransporte ins unermessliche. Jemand in unserer Kommunalverwaltung hat sich einmal die Mühe gemacht, alle Kosten der Spezialtransporte, die von den Sozialhilfeträgern einschließlich Krankenkassen, der Schulverwaltung und den Arbeitsagenturen jährlich bezahlt werden zusammenzurechnen. Damit konnte nachgewiesen werden, dass es wesentlich kostengünstiger ist, alle Fahrzeuge des Personennahverkehrs barrierefrei auszustatten. Außerdem wurden alle Taxi-Unternehmen verpflichtet, behindertengerechte Taxis vorzuhalten. Deren Ausstattung bzw. Umrüstung werden von der Kommune finanziert. Damit zahlen nun alle die gleichen Kosten, egal ob sie ein Taxi benutzen oder den öffentlichen Nahverkehr. Durch die enormen Kosteneinsparungen beim Spezialverkehr konnten die Taktfrequenzen des öffentlichen Nahverkehrs deutlich erhöht werden – wovon wiederum alle profitieren. Damit sind auch solche schwerverständlichen Regelungen vorbei, dass der Rollstuhlfahrer aus dem Erdgeschoss zur Schule gefahren wird, aber sein Klassenkamerad aus dem Stockwerk über ihm laufen muss, obwohl im Spezialbus noch fünf Plätze frei sind. Für Blinde gibt es außerdem eine App für das Handy, mit der sie sich die Abfahrtszeitungen und Verbindungen an jeder Bushaltestelle ansagen lassen können.“

**Es hat sich tatsächlich was verändert** in Deutschland, denke ich bei mir, nachdem ich mich von meiner Informantin verabschiedet hatte. In der Tourismus-Information entdecke ich ein Plakat, auf dem für den kommenden Sonntag zum ökumenischen Gottesdienst anlässlich des Stadtfestes auf den Marktplatz eingeladen wird.

Wie früher. Die Bühne, auf der das Programm des Stadtfestes dargeboten wird, ist zum Altarraum geworden. An den Biertischen und auf den Bänken, an denen am Vorabend noch gegessen und getrunken wurde, nehmen die langsam eintreffenden Gottesdienstbesucher Platz. Einige der Imbiss- und Getränkebuden auf dem Marktplatz haben schon geöffnet. Auf einem Tisch am Rand haben einige schon ihr Bierglas vor sich stehen. Einer isst eine Currywurst. Der Posaunenchor spielt. Unter den Gottesdienstbesuchern sehe ich einige, denen man es ansieht, dass gehandicapt sind. Alles wie früher. Die erste Überraschung: Neben dem begrüßenden Pfarrer steht eine junge Dame und übersetzt seine Worte in Gebärdensprache. Die zweite Überraschung: Die Liturgie ist anders. Erst bin ich verunsichert. Komme dann jedoch sehr leicht in die Wechselgesänge und Texte hinein, denn sie sind einfach, eingängig und rhythmisch. Erstaunlich, wie alle mitmachen. Einige – waren das geistig Behinderte? – klatschen dazu. Schön. Lebendig. Die dritte Überraschung: Die Lesungen werden jeweils in einfacher Sprache wiederholt. Selten hat sich mir ein Bibeltext so eingeprägt. Ich beobachte die Leute. Was für mich so neu und ungewohnt ist, scheint für sie selbstverständlich zu sein. Ich entdecke zwei junge Frauen. Die eine schwanger, die andere im Rollstuhl. Eine Erinnerung wird wach: Sind das nicht Sarah und Sabine, von denen ich früher in meinen Vorträgen über gelingende gemeinsame Bildung manchmal erzählt habe. Sie waren beide in der ersten Klasse. Eines Tages kam die Mutter von Sabine zu mir. Ihre Tochter wollte Sarah, schwerstmehrfachbehinderte Klassenkameradin im Rollstuhl, zu ihrem Geburtstag einladen. „Ich weiß gar nicht wie ich damit umgehen soll. Und ob ich damit fertig werde, “ war die Sabines Mutter unsicher. „In der Schule kommen die Beiden gut zurecht und Sabine kümmert sich oft rührend um Sarah,“ antworte ich, „notfalls können Sie sich ja die Telefonnummer von Sarahs Mutter geben lassen – falls was passiert.“ Als ich einige Tage später bei Sabines Mutter nachfragte wie es war, meinte sie bloß: „Ich bin richtig beschämt von meiner Tochter, wie liebevoll und ohne Berührungsängste sie mit Sarah umgegangen ist. Ich glaube, ich kann hier noch viel von meiner Tochter lernen.“   
Vom Alter her könnte es hinkommen. Später spreche ich sie an. Tatsächlich, sie sind es. Ich gratuliere Sabine zu ihrer Schwangerschaft. „Es wird ein Junge. Und Sarah wird Patentante.“ Sarah strahlt und mir kommen vor Rührung fast die Tränen. Wer hätte das vor zwanzig Jahren gedacht, dass diese Freundschaft so selbstverständlich bis in das Erwachsenenalter bestehen bleibt. „Und wer ist der glückliche werdende Vater“, will ich wissen. „Na, Marvin. Er war damals in der fünften Klasse, als ich eingeschult wurde. Aber wir sind seit drei Jahren zusammen. Richtig kennengelernt habe ich ihn erst, als er wieder nach Templin zurückgekehrt ist.“ Ich erinnere mich an ihn. In der fünften und sechsten Klasse hatte ich ihn unterrichtet. Er war einer meiner leistungsstärksten Schüler – allerdings nach einer sehr, sehr schweren Anfangsphase in den ersten beiden Schuljahren. Das pädagogische Team hatte es damals nicht leicht, ihm dabei zu helfen, eine gute Sozialkompetenz zu entwickeln. Sein Kindergarten hatte uns sogar gewarnt: „Er hat uns drei Jahre den Kindergarten zur Hölle werden lassen – so problematisch war er!“  
„Und was macht Marvin jetzt beruflich?“ will ich wissen. „Er leitet das Innovationszentrum ‚Assistenzsysteme - Aktive Teilhabe‘. Sie müssen ihn morgen unbedingt in seinem Büro besuchen.“ „Und wo finde ich Marvins Büro?“ „In der früheren Werkstatt für behinderte Menschen. Sie werden sich wundern, was daraus geworden ist.“ „Also gut, richtet Marvin aus, dass ich morgen Mittag bei ihm vorbeischauen werde.“

Während ich mich von Sarah und Sabine verabschiede, kommt der Pfarrer auf mich zu: „Sie sind neu hier?“ „Nein, nur jahrelang unterwegs auf einer Weltumseglung gewesen – und ich stelle fest: Es hat sich vieles verändert. Vor zehn, fünfzehn Jahren habe ich mit vielen anderen für die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention gekämpft. Wir galten als utopische Weltverbesserer und Gut-Menschen. Als ich los segelte, war ich richtig froh, dies alles zurückzulassen. Ich war ziemlich resigniert über die sich an allen Ecken und Enden offenbarende Verlogenheit, verbunden mit einem Machtkalkül der Regierenden oder derer, die selbst an die Macht kommen wollten. Manchmal hatte es den Anschein, als ginge es mehr um irgendwelche Inklusionsquoten, statt um die Kinder und Menschen selbst. Selbst in den Kirchengemeinden. Vor 14 Jahren hatte ich genau in dieser Gemeinde, in der Sie heute Pfarrer sind, eine heftige Auseinandersetzung darüber, dass ich vorgeschlagen hatte, den Gottesdienst, der alle vier Wochen in der Einrichtung für geistig Behinderte stattfand, in den Hauptgottesdienst zu integrieren und diesen so zu gestalten, dass auch die geistig behinderten Gottesdienstbesucher sich angesprochen fühlen und vorkommen. Also so ein Gottesdienst, wie Sie ihn heute gestaltet haben. Das war damals undenkbar! Das könnte viele traditionelle Gottesdienstbesucher verschrecken, war das Hauptargument.“

**„Da hat sich inzwischen tatsächlich viel verändert.** Wir haben die 2013 erschienene Denkschrift der EKD zum Thema Inklusion zum Anlass genommen, diese Fragen zunächst in einer Klausur des Gemeindekirchenrates und dann in einem offenen Diskussionsprozess mit vielen Veranstaltungen über zwei Jahre zu diskutieren und verschiedene Veranstaltungsformen zu erproben. Dabei haben wir gemerkt, dass unser Umgang mit Behinderten und unser Verständnis ihnen gegenüber exemplarisch war für viele Engführungen und Einseitigkeiten. Wir merkten mit einem Male, wie viele Bedürfnisse wir vernachlässigt haben. Heute profitiert die ganze Gemeinde von den Veränderungen. Nicht nur, dass wir fast in jedem Gottesdienst Elemente in leichte Sprache übersetzen und mindestens jeden zweiten Sonntag die Gebärdendolmetscherin dabei ist, sondern wir haben auch die Liturgie überarbeitet und für alle nachvollziehbarer gestaltet. Vor allem aber haben wir auch die Behinderten viel aktiver in die Gestaltung des Gemeindelebens einbezogen. Kollekte einsammeln, Begrüßungsdienste, selbst Lesungstexte oder Gebete können viele von Ihnen übernehmen – und dies macht wiederum anderen Mut, selbst auch einmal dazu bereit zu sein. Es geht uns in der Gemeinde inzwischen mehr darum, lebendig statt perfekt zu sein. Und das ist gut so!“

Ich staune. Man muss doch immer wieder das Unmögliche versuchen, damit das Mögliche möglich wird, denke ich bei mir. „Darf ich Ihnen unseren neuen Hausmeister vorstellen, er kommt gerade aus dem Gemeindehaus“, unterbricht der Pfarrer meine Gedanken. An seinem Gang, sich fast überschlagend, erkenne ich ihn gleich wieder: Darius. In der Schule war er ein pfiffiges Kerlchen, sehr praktisch veranlagt und pingelig in seiner Ordnungsliebe, aber auch sehr stark gehbeeinträchtigt. Als er in der vierten Klasse war, wurde er einmal von einem Journalisten gefragt, wie man in seiner Klasse und in der Schule mit Behinderten umgeht? „Behinderte gibt es bei uns nicht! Die sind in der Werkstatt für Behinderte.“ Der Journalist ließ nicht locker: „Aber ich habe bei Euch doch auch Rollstuhlfahrer gesehen?“ Darius tippte sich an die Stirn: „Die sind doch nicht behindert. Sie sollten mal sehen, wie schnell die sind, wenn wir zum Sport gehen! Und ich muss hinterher hinken!“ – Und jetzt ist er Hausmeister. „Und wir sind bestens mit ihm zufrieden. Er braucht zwar eine klare Ansage. Und wir dürfen ihm nicht mehr als zwei, drei Aufträge mit einem Male geben. Sonst gerät er in Stress, weil das alles nicht mehr überblickt. Aber das haben wir inzwischen auch gelernt.“ Die diakonische Akademie bietet seit einigen Jahren hilfreiche Seminare zur Personalführung im Umgang mit Mitarbeitern mit Handicaps an. Solche Seminare werden auch im Innovationszentrum ‚Assistenzsysteme - Aktive Teilhabe‘ angeboten.“

So holen mich die Visionen der Vergangenheit ein und werden zur gelebten Gegenwart. Ich brauche Zeit, das alles zu verarbeiten.

Am späten Montagvormittag mache ich mich auf den Weg zur früheren WfbM, der Werkstatt für behinderte Menschen. Mir gehen noch die Diskussionsfetzen aus früheren Zeiten durch den Kopf: „Die Werkstätten wird man nie auflösen können; damit nimmt man den Behinderten nicht nur den Schonraum, sondern auch die Arbeit.“ „So hohe Investitionen kann man nicht einfach brach liegen lassen.“ „In der freien Wirtschaft haben die Behinderten doch überhaupt keine Chance!“

**Von außen hat sich die Werkstatt scheinbar nicht verändert.** Die Parkplätze sind voller. Allerdings steht an der Einfahrt nicht mehr das vertraute Schild „Werkstatt für behinderte Menschen“; eine große Tafel verkündet „Assistenzsysteme - Aktive Teilhabe“, darunter „Innovationszentrum“. Und dann sind die einzelnen Bereiche aufgeführt – und ich komme wieder einmal aus dem Staunen nicht heraus. Ich bin gespannt auf die Begegnung mit Marvin.

„Hallo“ tönt es vom Eingangsbereich, „ich habe Sie schon erwartet! Wohl den Weg nicht mehr gefunden?“ Er hat immer noch seine etwas besserwisserische manchmal altkluge Art behalten. „Hätten Sie nicht gedacht, dass ich hier mal Chef werde“, grinst er breit. Und stolz fängt er an zu erzählen, wie er in die WfbM gekommen ist und was er jetzt daraus gemacht hat. Während er Maschinenbau und Informatik studierte, hatte sein bester Freund einen schweren Verkehrsunfall und wurde querschnittsgelähmt. Und Marvin fing an, alles Mögliche auszutüfteln, um seinem Freund möglichst weitgehend ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Dabei stellte er fest, wie primitiv viele Hilfsmittel noch waren – als ob die technische Entwicklung an diesem Bereich vorbeigegangen sei.

Als er dann von seiner damaligen Freundin Sabine hörte, dass die Stelle des Leiters für die technischen Abteilungen der WfbM neu besetzt werden sollte und in der Ausschreibung auch noch las, dass eine innovative Persönlichkeit gesucht würde, die das Werkstattkonzept weiterentwickeln könne, bewarb er sich. „Manche trauten mir das nicht zu. Ich sei zu jung, zu idealistisch, hätte noch zu wenig Erfahrung und so. – Das sind übrigends die gleichen, die heute sagen: Haben wir hier nicht einen tollen Mann geholt!“ erzählt Marvin. Und dann kommt er ins dozieren und beschreibt, wie er zunächst die einzelnen Arbeitsplätze im früheren „Elektronikbereich“, in dem Steckdosen, Schalter und einfache elektrische Geräte als Subaufträge montiert wurden. Und als dann ein großer Auftrag wegbrach, kam seine Chance. „Wir nutzten unsere Kompetenzen, um selbst elektronische Assistenzsysteme zu entwickeln und herzustellen. Unsere große Chance und unser Vorteil waren dabei, dass wir technisch breit aufgestellt waren mit Elektronikabteilung, Metall- und Holz- und Lederwerkstatt. Unser Kfz-Pflegebereich hatte einen guten Ruf und wurde die Basis für mobile Assistenzsysteme. Seit zwei Jahren bauen wir Autos so um, dass sie genau auf den Fahrer – oder auch manchmal Beifahrer – mit seinen individuellen Handicaps eingestellt sind. Seit kurzem kümmern wir uns auch um die Optimierung von Fahrrädern und Rollstühlen. Aber unser Herzstück ist die Soft- und Hardware-Entwicklung von Assistenzsystemen. Hier sind wir in Deutschland inzwischen führend und sind mit diesem Gerät für den Deutschen Innovationspreis nominiert.“ Er zeigt mir ein kleines Gerät, einem Smartphone ähnlich. „Es ist in der Tat ein Smartphone. Wir haben es aber für Blinde weiterentwickelt. Die Navigationssoftware mit Sprachausgabe gab es ja schon lange. Damit konnten sich die Blinden gut orientieren. Jetzt haben wir aber auch eine kleine Minikamera entwickelt, die man Revers befestigen oder als Kettenanhänger tragen kann. Sie wird über Bluetooth kabellos mit dem Smartphone verbunden und eine Bilderkennungssoftware setzt die Bilder in Sprache um und ‚erzählt‘, was die Kamera sieht.“ Marvin ist sichtbar stolz über sein Produkt. „Und jetzt kommt der Clou: Im Internet gibt es ja schon lange eine Software, mit der man Personen auf Fotos identifizieren kann. Diese haben wir weiterentwickelt. Die Software kann jetzt auch am bewegten Bild erkennen, wer das Gegenüber ist. Und es ist eine lernende Software, die sich immer neue Leute merkt und rückmeldet, wer auf den Blinden zukommt.“ Enorm. So etwas könnte ich auch gebrauchen. Dann wäre ich mir wenigstens sicher, ob ich die Leute kenne und über den Stöpsel im Ohr erführe ich sogar den richtigen Namen, der mir sonst so leicht entfällt.

„Und was passiert in Eurem Seminar- und Trainingszentrum?“ bin ich neugierig. „Inzwischen sind über 80% der früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der WfbM im ersten Arbeitsmarkt integriert. Manchmal haben wir inzwischen sogar Schwierigkeiten, unsere eigenen Stellen alle zu besetzen. Allerdings brauchte dies eine breite Unterstützung der Personalverantwortlichen und der Vorarbeiter. Sie waren anfangs oft hilflos im Umgang mit Behinderten. Sie mussten die Grenzen ihren behinderten Mitarbeiter kennen lernen, manchmal klare Strukturen herstellen oder auch deutliche Ansagen machen, vor allem aber die Stärken dieser Mitarbeiter wahrnehmen und anerkennen. Dafür bieten wir Weiter- und Fortbildungen an. Umgekehrt müssen manchmal auch Behinderte auf einen speziellen Arbeitsplatz vorbereitet werden. Das leisten wir in unserem Trainingszentrum. Ebenso bieten wir in enger Zusammenarbeit mit verschiedenen Reha-Kliniken individuell zugeschnittene Trainingsprogramme zum selbstständigen Leben für Unfallopfer an. – Dabei können wir gleichzeitig erforderliche Assistenzsysteme anpassen, wenn notwendig auch entwickeln und den Umgang damit einüben. – Und dabei können wir schon wieder erkennen, wo wir das nächste Mal was verbessern können.“ Typisch Marvin. Eine Sache noch nicht abgeschlossen haben, aber schon an der Verbesserung zu arbeiten – so kenne ich ihn aus seiner Schulzeit.

**Faszinierend, was aus der früheren Werkstatt geworden ist.** Entwicklungsmöglichkeiten müssen also nur entdeckt und wahrgenommen werden. Und mein Engagement aus der Vergangenheit hat mich eingeholt. Ich kann nicht anders. Ich rufe den Bürgermeister an. Ich kenne ihn noch aus früherer, gemeinsamer politischer Tätigkeit. Jetzt will ich auch wissen, welche politischen Weichen im Blick auf die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in den letzten Jahren gestellt wurden – oder ob Politik immer noch darin besteht, die entscheidenden Aufgaben in die nächste Legislaturperiode zu verschieben.

„Komm vorbei“, lädt er mich ein, „ich habe das seltene Glück, dass eine Sitzung ausgefallen ist.“ Zwanzig Minuten später sitze ich in seinem Büro. Sein Sekretär hat uns frischen Kaffee auf den Tisch gestellt. Ein bisschen Smalltalk über meinen Segeltörn, über seine Wahl zum Bürgermeister, darüber, wie er es immer noch versucht, die verkrusteten und verfilzten Verwaltungsstrukturen aufzubrechen – wie aber nach wie vor fast alles am fehlenden Geld scheitert. Bevor er sich endgültig im Jammern verliert, wie schwierig es ist, Bürgermeister zu sein, falle ich ihm ist Wort: „Mal was positives: Mir ist in den letzten Tagen bei meinem vielen Begegnungen in dieser unserer Stadt aufgefallen, dass das zwischenmenschliche Klima viel offener und freundlicher geworden zu sein scheint.“ Ich berichte ihm über meine Eindrücke vom ökumenischen Gottesdienst im Rahmen des Stadtfestes und vom Besuch im Innovationszentrum.

„Wenn du das so sagst… ja, da ist was dran. Wenn ich in Ruhe darüber nachdenke… stimmt, da hat sich was verändert. Vielleicht muss man wirklich mal eine längere Zeit fort sein, um die Unterschiede zu merken. Ausgangspunkt war damals die Evangelische Kirchengemeinde. Die hatten sich über mehrere Jahre mit dem Thema Inklusion beschäftigt. Ich konnte den Begriff damals schon längst nicht mehr hören. Wieder so ein ‚kurzlebiger Modebegriff‘, der mit viel heißer Luft den politischen Alltag durcheinander zu wirbeln versuchte, dachte ich. Passt ganz gut, wenn die Kirche sich damit beschäftigt. Und dann bekam ich das Thema plötzlich unerwartet im Aufsichtsrat der Wohnungsbaugenossenschaft auf den Tisch. In mehreren größeren Wohnblocks haben sich Mieter zusammengefunden und mit Unterstützung der Kirchengemeinde Wünsche formuliert, mehr Gemeinschaftsräume und Begegnungsmöglichkeiten im Wohnquartier zu schaffen. Erst forderte die Diakonie die Schaffung von Wohnraum für ambulant betreute Behinderte – und nun hetzten sie die Mieter auf, auch noch mehr Begegnungsräume zu schaffen – so war die Stimmung. Allerdings wollte man sich auch nicht offen dagegen stellen – man wollte ja seinen guten Ruf nicht verlieren. Also schlugen wir vor, einen Arbeitskreis zu gründen um Zeit zu gewinnen. Das hat sich aber anders entwickelt als wir dachten. Die Kirchengemeinde hatte durch die intensive Beschäftigung mit dem Thema inzwischen einen enormen Wissens- und Erfahrungsvorsprung und konnte in der Öffentlichkeit mit einigen Veranstaltungen punkten, auf denen sie gelungenes Quartiersmanagement aus anderen Regionen präsentierte. Inzwischen haben wir an vielen Orten in unserer Stadt gemeinsam mit den unterschiedlichsten Trägern kleine Begegnungsstätten geschaffen. Einmal natürlich in den diakonischen Einrichtungen, die ja jetzt mehr Platz haben, da fast ausschließlich ambulante Betreuung stattfindet. Aber auch im Gemeindehaus und vor allem in den Wohnblocks sind kleine Begegnungseinheiten geschaffen worden. Es ist für mich immer noch erstaunlich, welch ein nachbarschaftliches Engagement sich dabei entwickelt hat. Und plötzlich geht es dabei gar nicht mehr in erster Linie um Behinderte, sondern die einzelnen entdecken sich mit ihren Stärken – und sehen, wenn sie sich erst einmal kennen, über manche Schwächen leichter hinweg. Zwar muss man auf einige nach wie vor besonders achten und sie unterstützen – aber es ist erstaunlich, wie viele sich selbst einbringen.“ Er scheint selbst überrascht zu sein von dem, was sich in den letzten Jahren getan hat. Er schaut auf die Uhr.

**„Hast du noch Zeit für eine letzte Frage?“** „Kurz, denn gleich steht die Finanzberatung an.“ „Du wirst dich sicher nicht wundern, wenn ich dich frage, wie sich die Schulen entwickelt haben?“ „Wer sonst sollte diese Frage stellen! Also: Deine ehemalige Schule ist nach wie vor inklusive Schwerpunktschule und so etwas wie ein Labor für gute Unterrichtsentwicklung. Deine Nachfolgerin hat ganz hervorragende Akzente in inklusiver Unterrichtsplanung gesetzt. Davon haben auch die anderen beiden Grundschulen profitiert. Wir haben die Schuleinzugsbereiche aufgelöst und stattdessen eine klare Zuordnung der Kitas zu den Grundschulen vereinbart. Ihr hattet ja sowieso eure beiden Kitas mit denen deine ehemalige Schule vernetzt war und ist. Damit lernen und leben die Kinder immerhin vom Eintritt in den Kindergarten bis zum Ende der sechsten Klasse zusammen. In der Regel wird jedes Kind in der Grundschule aufgenommen, auf die die Eltern das Kind schicken möchten. Inzwischen ist es selbstverständlich, dass ich die Schulen auf die Bedürfnisse des einzelnen Kindes einstellen und sich bemühen, die Rahmenbedingungen zu schaffen, die diesem individuellen Kind die optimalen Lernmöglichkeiten sicherstellen. In Einzelfällen sprechen sich die drei Schulleitungen auch miteinander und mit den Eltern ab, wenn an einer der beiden anderen Schulen bessere Rahmenbedingungen für dieses spezielle Kind sind – aber in keinem Fall wurde in den letzten Jahren gegen den Willen der Eltern entschieden.“

„Und was ist aus der Allgemeinen Förderschule geworden?“ will ich noch wissen. „Die gibt es schon seit einigen Jahren nicht mehr. Ebenso wie es an deiner alten Schule nicht mehr die Ober- und Werkstufenklassen des Förderschwerpunktes geistige Entwicklung gibt. Wir haben nur noch zwei weiterführende Schulen. Die aber beide bis zum Abitur führen. Das Gymnasium. Ist klar. Aber auch die Oberschule. Dort braucht man zwar 13 Jahre bis zum Abitur – kann damit die Lernwege aber auch sehr viel individueller gestalten. Das Gymnasium tut sich nach wie vor etwas schwerer mit der Aufnahme von behinderten Kindern. Aber die Oberschule hat sich ganz fantastisch entwickelt. Sie arbeiten auch sehr eng mit deiner alten Schule zusammen und haben das gemeinsame Lernen auf unterschiedlichen Niveaustufen toll weiterentwickelt. Sie haben gute Chancen, nächstes Jahr für den Deutschen Schulpreis nominiert zu werden.“

Eigentlich interessiert mich auch noch, was aus dem Oberstufenzentrum geworden ist und wie die Behindertenrechtskonvention inzwischen im Bereich beruflicher Bildung umgesetzt wird. Aber erst mal ist es genug.

**Ja. Es hat sich wirklich etwas verändert in Deutschland.** Auch wenn es noch viele Baustellen gibt. Der aufrechte selbstbewusste Gang, die offenen Blicke zeigen: Man nimmt sich wahr. Man versucht den anderen zu erkennen. Es scheint wahr zu sein, was ich vor Jahren einmal dachte: „Wenn wir den Menschen nicht auf seine Mängel fixieren, sondern ihn in seinen unerschöpflichen Ressourcen sehen, können wir Zukunft gestalten.“

„Eine Landkarte, auf der Utopia nicht verzeichnet ist, ist für mich keines Blickes wert.“ (Oscar Wilde)

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

Wilfried W. Steinert   
Mobil 0173-2344775   
[Steinert@der-Bildungsexperte.de](mailto:Steinert@der-Bildungsexperte.de)